Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 35 (1984)

Heft: 4

Artikel: Neues Bauen in alter Umbegung?

Autor: Mörsch, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-393548

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Georg Mörsch

Neues Bauen in alter Umgebung?

Jede Umgebung, in der neu gebaut wird, ist «alte Umgebung» verglichen mit dem Neubau. Insofern ist neues Bauen in alter Umgebung eine ständige Aufgabe. Um sie immer wieder zu lösen, braucht der Architekt Bereitschaft und Fähigkeit, auf jede Situation sorgfältig und kreativ neu einzugehen. Dies gilt in besonderem Masse für die oft komplexen, geschichtlich geprägten Situationen unserer gebauten Umwelt. Die Öffentlichkeit, oft vertreten durch denkmalpflegerische Autoritäten, muss wissen und ermöglichen, dass es in der Begegnung von authentisch erhaltener historischer Bausubstanz und neuer Architektur Formen des verträglichen Miteinanders gibt, das, frei von erzwungener Anpassung und formaler Agressivität, höhere Qualitäten erreicht als jeder Sieg auf Kosten der anderen Seite.

In der häufigen Frage der Überschrift steckt eine wenig reflektierte Dummheit. Unterstellt diese Formulierung doch einen Sonderfall im Gegensatz zum «Normalfall», nämlich des Bauens in anderer als alter – also neuer? – Umgebung. Sie aber gibt es, verglichen mit der Neuigkeit des Neubaus, nicht: Selbst die berühmte «grüne Wiese», angeblich der begehrte Tummelplatz für den kreativen Architekten, ist ja bereits vor ihm da, ist «alte» Umgebung und stellt unüberhörbare Forderungen an den Erbauer eines Neubaus, die nicht einmal der Verkäufer von Fertighäusern übersehen kann.

Dies sollte man sich klarmachen, um das Thema des neuen Bauens in solchen alten Umgebungen zu enttabuisieren, die uns hier interessieren sollen, in geschichtlich befragbaren und aussagekräftigen Umgebungen nämlich. Dieses Enttabuisieren gilt in zweifacher Hinsicht: Es gilt für die Verteidiger historischer Bereiche, die allzuoft glauben, die Probleme und Aufgaben (wer spricht übrigens je von den kreativen Chancen?) des Bauens in vorgegebenen, verpflichtenden Situationen kämen nur in historischen Bereichen vor, und gilt auch für die, die glauben, das Ärgernis unbequemer Umgebungsbindungen fände sich nur im historischen Baugefüge.

Angesichts solcher Selbstverständlichkeiten, ja Banalitäten, ist die häufige Verkrampftheit gegenüber dem Gedanken des Neubaus in geschichtlich geformten Bauzusammenhängen erstaunlich. Diese Verkrampftheit lässt sich durchaus auf beiden Seiten beobachten: Sie gilt für die, die sich so oft keinerlei erkennbaren Neubau, z. B. in alten Städten, vorstellen können, und für die, die beim Entwurf eines Neubaus in einer unverwechselbaren geschichtlichen Umgebung ostentativ oder blind so tun, als seien sie überall und nirgendwo.

Über die Gründe, warum dies so ist, lässt sich vieles sagen. Wichtige Rollen in diesem Spiel von Angst, Misstrauen, Missverständnissen, Unkenntnis und Gleichgültigkeit spielen nicht nur Sorgen um das geschichtliche «Bild» der Heimat hier und die um das unbillige Einwirken nichtkreativer Kräfte dort, sondern auch das Auseinanderfallen geschichtsbewusster Bildung und innovativer Kom-

petenz bei den kulturtragenden Schichten. Mit der Klarheit, die Besserung erhofft, ist festzustellen, dass das beschämende Mass an gegenseitiger Unkenntnis nicht tatenlos hingenommen werden darf. Wo Geschichtsbewusstsein nicht nur bewahren will, sondern formale Veränderungslosigkeit anstrebt und wo Kreativität die Verpflichtung zum Sozialverhalten leugnet, entsteht, gleich, welche Seite sich durchsetzt, für beide Seiten gleichgrosser Schaden. Diese scheinbare strategische Paradoxie lässt sich leicht auflösen: Auch in Städten, die erkennbaren Neubauten extrem reserviert gegenüberstehen, zeigt sich dies als Missverständnis von Geschichtlichkeit gerade insofern, als die authentischen Geschichtszeugen alles andere als in sicherer Hut sind, sondern oft nur als ausgekernte, ja neugebaute Schemen der ehemaligen Denkmalwirklichkeit existieren. Und dort, wo die Bindungen an die jeweilige, geschichtliche Situation als Fesseln abgestreift wurden, zeigt sich im Stumpfsinn formaler Beliebigkeit die Unentbehrlichkeit von begriffenen Bindungen erst recht.

Dass dies nicht so sein muss, beweist nicht nur der Blick in die Architekturgeschichte, die voll ist von kongenialen Fortsetzungsleistungen im gegebenen baulichen Kontext, sondern auch die Kenntnis zahlreicher moderner Beispiele, die aus der Bereitschaft *und* Fähigkeit, im gegebenen Kontext richtig zu reagieren, entstanden sind.

Bevor über solche richtige Reaktionen nachgedacht werden soll, bedarf es der Vergegenwärtigung zweier Grundtatsachen, die in der Auseinandersetzung von Alt und Neu wichtig bleiben:

Erstens: Denkmalpflege erhält nicht historische Städte, z. B. des 14. oder 18. Jahrhunderts, sondern ist bemüht, in Städten von *heute* die materiellen Zeugen der Geschichte authentisch präsent, erlebbar und wirksam zu erhalten. Dies kann, in Ausnahmefällen, in denen eine Altstadt Parzelle für Parzelle mit historischen Bauten bebaut ist, für den Verteidiger dieser Substanz die Ablehnung jedweden Neubaus bedeuten. Es darf aber nie bedeuten, dass erlaubte (oder erzwungene) Neubauten als Fiktion von Geschichte, als Stilkopien errichtet werden. Auch wenn solche Stilneubauten von einer grossen Öffentlichkeit vordergründig als harmonisch, angepasst und ins «einheitliche Bild» passend begrüsst werden, darf der Kritische nicht verschweigen, dass hier beiden Seiten, der Erhaltung und der Kreativität, Unrecht geschieht: Die wirklichen historischen Bauten werden kompromittiert durch die täuschenden Fälschungen, für die man schliesslich auch die Originale halten muss, und der modernen Architektur werden die Anlässe genommen, richtiges Reagieren innerhalb historischer Bindungen zu üben und zu können. Denn dies darf ebenfalls unterstrichen werden: Kulturleistungen, die nicht ständig gepflegt und in Übung gehalten werden, gehen unter. Die zunehmende Tendenz, Neubauten im historischen Kontext zu verstecken – neben der Verkleidung in Stilformen ist das Vergraben derzeit besonders beliebt –, kürzt im Einzelfall als lästig empfundene Diskussionen über die moderne Formfindung zwar ab, ist aber leider der sicherste Garant für das Verkümmern einer modernen Architektur, die sich im gegebenen Kontext dialogfähig zeigt. Wer ständig schweigen muss, lernt nicht zu diskutieren!

Zweitens: Historische Bauten und Ensembles werden nicht erhalten aus Furcht vor den potentiellen modernen Nachfolgebauten! Diese Tatsache hat zweierlei logische und praktische Konsequenzen: Zum einen darf der Architekt vom Denkmalpfleger nicht erwarten, er gäbe den historischen Bau auf, wenn nur der Neubau verspräche, schön genug zu werden (und noch weniger darf ein Denkmalpfleger solche Erwartungen wecken oder erfüllen!). Zum anderen darf der Denkmalpfleger oder Inventarisator alte Objekte nicht nur deshalb zum Denkmal erklären, weil er Angst vor missratenen Neubauten an ihrer Stelle hat. Auf denkmalpflegerischer Seite darf der – berechtigte! – Hinweis auf zahlreiche moderne städtebauliche Totschläger nicht zur ungerechtfertigten Abfuhr an alle moderne Architektur in historischer Umgebung werden. Umgekehrt hält die immer wieder von Architekten gehörte Behauptung, es gäbe keine stumpfsinnigeren Partner als die offizielle Denkmalpflege, einer objektiven Überprüfung nicht stand, wenn man die schweizerische und die internationale Szene auch nur ein wenig kennt.

Am Beginn einer Diskussion über Alt und Neu vermeidet der Partner der Denkmalpflege Missverständnisse und mögliche Enttäuschungen, wenn er sich vor Augen hält, dass im Denkmalpfleger der von der Öffentlichkeit eingesetzte Pflichtverteidiger historischer Substanz tätig ist, der sein Mandat in jedem Fall und notfalls auch gegen seinen eigenen Geschmack ausüben muss, der also auch kein «Entgegenkommen» zulasten seiner Schützlinge zeigen darf. Dies schränkt die Diskussionsfälle zwischen Denkmalpflegern und Architekten radikal ein auf den Neubau *neben* dem Denkmal. Diskussionen über Alt und Neu *mit* Denkmalpflegern meinen also (oder dürfen nur meinen) Addition, Akkumulation, Bereicherung durch Neues zusätzlich zum geschichtlichen Bestand und nie Verdrängungswettbewerb. Dieser wird immer dann schon begonnen, wenn der neubauwillige Architekt und Bauherr das Erhaltenswerte auf die «wirklich guten Bauten» beschränkt sehen möchte, womit er das besonders Schöne meint, das natürlich auf seinem potentiellen Bauplatz gerade nie steht. Schlimmer noch ist es, wenn der Denkmalpfleger vor seinem gefährdeten Schützling nur über dessen Schönheit reden (oder schweigen!) kann. Beiden muss klar sein oder deutlich gemacht werden, dass sich erhaltenswerte Geschichtlichkeit oft nur sehr peripher in ästhetischen Werten fassen lässt. Mit der Präzisierung des Themas alt und neu auf die Stelle *neben* dem Denkmal, das bekanntlich aus ganzen Altstädten oder dörflichen Kulturlandschaften bestehen kann, könnte der Neubauwillige jetzt die Zuständigkeit der Denkmalpflege für solche Neubauten generell in Frage stellen: Das Denkmal steht ja ungefährdet neben seinem neuen Nachbarn, der Verteidiger darf in jedem Fall zufrieden sein!

Diese Auffassung ist falsch. Die drei zentralen Aufgabenbereiche der Denkmalpflege sind: – die Erhaltung der materiellen Denkmalsubstanz (z.B. durch Steinkonservierung); – die Erhaltung und Verbreitung des öffentlichen Wissens von den Denkmälern (z.B. durch die wissenschaftliche Inventarisation und deren Verbreitung); – die Sorge um die Wirksamkeit der Denkmäler.

Letzteres bedeutet auch die Beschäftigung mit dem baulichen Zusammenhang, in dem Baudenkmäler stehen oder in den sie zu stehen kommen, Bemühungen nicht etwa um einen generellen oder auch nur tendenziellen baulichen Immobilismus, sondern um einen Dialog, der Alt und Neu immer wieder neue Rollen zuweist. Diese jeweilige Lösungssuche kann nicht abgekürzt werden durch flotte Verallgemeinerungen, wie z.B. «gutes Neues passt immer zu gutem Alten» (der Eiffelturm neben die Cheopspyramide?) oder der stillschweigenden oder ausgesprochenen Erwartung, der neue Partner habe sich immer unterzuordnen.

Doppelt nein! *Wie* das Neue zum Alten in Beziehung tritt, ist Teil seiner Qualität, bestimmt also wesentlich mit, ob es «gut» ist, und natürlich gibt es, wie immer in der Geschichte, Neubauaufgaben, die einem historischen Ensemble neue Akzente, ja sogar Prioritäten setzen dürfen und müssen. Auch heute gibt es Bauaufgaben, z.B. die Kirche, das Rathaus, die Schule, das Museum, die Sportstätte, das Verkehrsbauwerk, zentrale Versorgungseinrichtungen usf., von denen man nicht erwarten oder fordern darf, dass sie sich als Feldscheune oder Keller tarnen. Der weitverbreitete Glaube an die Tarnbedürftigkeit und Tarnbarkeit moderner Architektur schafft mehrfaches Unglück: Zum einen werden im Hinblick auf dieses formale Versteckenkönnen die echten städtebaulich-denkmalpflegerischen Probleme gar nicht diskutiert, wird also gar nicht erfasst, dass z.B. in die meisten historischen Altstädte das Grosskaufhaus strukturell nicht hineingehört, gleich, wie biedermännisch es gestylt oder gar hinter einem halben Dutzend historischer Fassaden versteckt ist. Und zum andern verzichtet solches Verstecken darauf, der heutigen Architektur prominente Bauaufgaben im historischen Kontext zu gönnen und unserer Kultur damit eine wesentliche Entwicklung, nämlich die Arbeit an alten Bautypen in neuen Formen und an neuen Bautypen. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur einmal Verkehrs- und Industriebauten des 19. Jahrhunderts mit Bauten unserer Zeit, den Zürcher mit dem Berner Hauptbahnhof.

Mit anderen Worten: Wenn Denkmalpflege in ihren geschützten Bereichen moderner Architektur Heimatrecht anbietet, wenn sie dabei vom Neuankömmling Verträglichkeit und situationsgemässes Sozialverhalten erwartet, dann meint sie nicht oder sollte nicht meinen Duckmäusertum oder Versteckspiel. Ein grosser Teil solcher Neubauten in alter Umgebung wird zwar, wenn man z.B. an parzellenweises Bebauen von Lücken in einer Altstadt denkt[1], eine sehr bindungsbewusste Kreativität unter Beweis stellen müssen, aber auch solche Bauten können (nicht nur könnten!) von unverwechselbarer moderner Ausstrahlung sein und beweisen, dass auch im architektonisch-formalen Bereich der Dialog oft wertvoller ist als der Monolog.

Wie dieser Dialog im einzelnen Fall geführt werden soll, kann hier nicht im Detail beschrieben werden. Das nicht abreissende formale Gespräch zwischen Alt und Neu hier verkürzt in einem Leitfaden formulieren zu wollen, hiesse, die Frage des 19. Jahrhunderts «In welchem Style sollen wir bauen?» auf unsere komplizierten Verhältnisse

naiv übertragen zu wollen. Zumindest der Historiker sollte wissen und in kritische Toleranz übersetzen, dass die allzuschnellen, umfassenden Stilrezepte, derzeit z. B. Postmodern-, Rational- und sonstige -ismen, vielleicht bestimmte Formen zur Wiedererwägung anbieten können, keinesfalls aber ein Ersatz für die jeweilige Standort- und Selbstfindung des Architekten sein können.

Einige Andeutungen zum formalen Verhalten mögen dennoch erlaubt sein: Die zunehmend kritische Einstellung gegenüber dem Wort «Anpassung» bringt auch im Architektonischen vielleicht den fruchtbaren Zwang zur Befragung seines Inhaltes und seiner Grenzen. Zunächst muss man, wenn es zum Neubau in historischer Umgebung kommen soll, feststellen, dass weder die totale Selbstverleugnung im Sinne einer historistischen Imitation noch die völlig autonome, absolut dialogfeindliche Schöpfung berechtigte Extreme sind. Anders ausgedrückt: Selbst in Fällen grösster Ein-, ja Unterordnungsbereitschaft sollte ein benenn- und erkennbarer Raum für formale Eigenleistung vorhanden sein. Und selbst in Fällen markanter Neuschöpfungen sollte die schon existierende Bebauung als stimulierender Dialogpartner ernstgenommen werden. Nachdem im Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts und in den kriegerischen und zivilisatorischen Katastrophen dieses Jahrhunderts die generelle Wichtigkeit historischer Substanz für die eigene Identität klar geworden ist, sollte es zu den wichtigsten Fähigkeiten moderner Architekten gehören, an unterschiedlichen, historisch geprägten Bausituationen begründet unterschiedlich reagieren zu können. Was für ein kulturelles und politisches neues Dorfzentrum richtig instrumentiert sein mag, verletzt als Erweiterungsbau einer einfachen Klosteranlage bereits den formalen Takt. Was als architektonische Kaprice in der historischen City denkbar, ja erwünscht ist, stünde in der funktionalen Ernsthaftigkeit ländlicher Ensembles peinlich da. Es ist sehr lohnend, die Œuvres grosser Architekten hinsichtlich ihrer Fähigkeit zu studieren, von der Klosterkirche und dem Schloss bis «hinab» zu Arbeiterhaus und Stall, typologisch, formal und in der materiellen Herstellungsart den richtigen Griff zu tun.

Zu solchem richtigen Griff muss auch heute wieder gehören, dass wir, trotz allen Missbrauchs mit heimisch-heimeligen Formen, bestimmte generelle, nämlich typologische, formale und Material-Eigenschaften, die eine bestimmte Region über die wechselnden Stile hinweg entwickelt und benutzt hat, für den eigenen Gebrauch offenhalten. Dass z. B. weitherum und besonders auch in der Architektenausbildung die Verwendung geneigter Dächer auch da als überholt zu gelten hat, wo die Geschichte in jahrhundertelanger Auseinandersetzung mit Klima, Materialvorkommen und handwerklicher Erfahrung so grossartige Dachlandschaften hat wachsen lassen, wie auch und besonders hierzulande, ist ärgerlich und dumm. Und auch, dass z. B. im Bereich der bäuerlichen und bürgerlichen Wohnarchitektur an der formalen und technischen Weiterentwicklung der Holz-Aussenarchitektur kaum ernsthaft gearbeitet wird, ist schade. Hier, im Bereich vertrauter Materialien und Typen, bestünde die Möglichkeit, mit einer subtilen «Kreativität der kleinen Schritte» sowohl aus Vor-

handenem zu lernen als auch Modernität ohne die ermüdende Geste des ständigen formalen Bruchs zu beweisen.

In diesen Zusammenhang gehören auch so einfache Überlegungen, dass in einem historischen Ensemble, das ausser der Kirche des Ortes nur aus hölzernen Montagebauten, also z.B. aus Fachwerkbauten, besteht, die Tatsache, dass ein Neubau aus Beton geschüttet werden soll, etwas sehr Besonderes ist und dass es deshalb zu prüfen gilt, ob dieses «Sehr-Besondere» sich für einen simplen Wohnbau eventuell verbietet oder für ein neues Rathaus im Gegenteil als qualitative Auszeichnung zur differenzierten Gestaltung empfiehlt.

Für viele neue Bauaufgaben, z.B. extensive Ferienhaussiedlungen oder vorstädtische Einkaufszentren, bestehen die Hauptprobleme gewiss nicht in der Suche nach der angemessenen neuen Form, ja die Diskussion um architektonisches Gestalten kann geradezu zum ablenkenden Alibi werden, das die Diskussion der Hauptprobleme, wie z.B. die Zersiedlung der freien Landschaft oder die Funktionsauflösung der Innenstädte, verhindert. Solches Ausweichen ist nicht gemeint, wenn man dennoch fordert, auf diesem Gebiet verstärkt auch formale Fragen zu stellen. Warum sehen z.B. die modernen Verteilerzentren häufig so auffällig lieblos aus, und warum vollzieht sich im Feriensiedlungsbereich die Auseinandersetzung mit landschaftlich geprägten Bauformen meist auf so beschämend oberflächliche Weise, die echtes Interesse am örtlich Gewachsenen gar nicht erkennen lässt? Warum klagt man über die formale Nicht-Integrierbarkeit von neuen grossen Bauaufgaben, wie sie z.B. Verkehrs-, Verwaltungs- und Verkehrsbauten stellen, wenn man gleichzeitig durch das zusätzliche Zusammenfassen solcher Funktionen alles tut, dass die so entstehenden chaotischen, unübersichtlichen Konglomeratbauten vollends im Kontext vorhandener baulicher Strukturen nicht mehr integrierbar sind. Gemeint ist die derzeitige Mode der kombinierten Bahnhofs-Wohnanlagen-Museums-Hotel-Kongress-Einkaufszentren. Wenn man zur formalen Weiterentwicklung der Stadt steht, dann müssen auch Bautypen deutlich bleiben und wieder werden, an denen sich unterschiedliche Funktionen in kreativen Alternativen erkennbar machen lassen. Die Schwierigkeit der formalen Integrierbarkeit moderner Grossbauten in historische Ensembles liegt nicht zuletzt daran, dass diese Bauten bereits in sich selbst keine stimmigen Bau-Persönlichkeiten mehr sind. Wer sich nicht klar darstellt, bietet auch keine Substanz zur Integration! Die Gemeinde, die sich mit zwei Geschossen im neu entstehenden Bank- und Verkaufszentrum einmietet, statt selbstbewusst ihr Rathaus neu zu bauen, ist naiv, wenn sie sich schliesslich über die Nicht-Integrierbarkeit des neuen, multifunktionalen Ungeheuers wundert. Die Auflösung der künstlichen modernen Konglomeratbauten[2] in klar ablesbare, typologisch definierte Einzelbauaufgaben würde die ernsthafte moderne Form- und Typendiskussion wesentlich erleichtern.

Unter dieser Voraussetzung könnte man viel eher erörtern, was solche Neubauten vielleicht typologisch mit ihren historischen Geschwistern verbinden darf (oder muss), z.B. die Tatsache (nicht die Form!) des Uhrturms, der so viele Schweizer Schulen auszeichnet;

könnte diskutieren, was aus der konkreten Situation, in der die Planung stattfindet, in den Neubau fliessen soll, z. B. Stadt-Grundrissfragen bis hin zur Fluchtlinie, Materialfragen, Instrumentierungsfragen und wo der jeweilige Freiraum für moderne Gestaltung ist.

Nur solche Bereitschaft zur differenzierten Sicht der Aufgaben und zur Analyse der jeweiligen Bindungen und Freiheiten für den Neubau bietet einen Ausweg aus dem Teufelskreis von ungerechter und dialogunfähiger Architektenbeschimpfung und trotziger Autonomiebehauptung einer Architektur, die ohne fordernde Partner allzu leicht in formale Beliebigkeit abrutscht. Das ist nicht nur deshalb schade, weil solche Architektur in der Tat stören kann, sondern auch, weil bessere moderne Architektur unterbleibt[3]. Erst wenn z. B. über die Bedeutung der historischen Fluchtlinien oder des jahrhundertelang benutzten regionalen Baumaterials auch für die meisten Neubauten (die, nochmals, deshalb nicht historistisch und nicht einmal «bünzlig» zu sein brauchen) freiwilliges, d. h. durch Überzeugtheit gewonnenes Einvernehmen besteht, wird der berechtigte Sonderfall möglich und glaubhaft. So war es auch in der Geschichte der Architektur. Dann darf, kann und muss die besondere Bauaufgabe sich im Überschreiten von Bindungen auszeichnen, die für andere gültig bleiben. Da könnte, um ein aktuelles Beispiel zu nennen, der Neubau eines Auditorium Maximum für die Universität Zürich[4] als wesentliche Etappe dieses wichtigen Baukomplexes durchaus die Oberkante der alten Dächer übersteigen, die für andere, einfachere Bauten jedoch weiter verbindlich bliebe. Wer einwendet, bei solchen Entscheidungen dürfe man Ausnahmen wegen der Gleichbehandlung aller nicht machen, verkennt, dass (bau-)politische demokratische Entscheidungen immer auch den Mut zur begründeten Differenzierung mitumfassen. Damit ist bereits mitangedeutet, dass die «besondere» Bauaufgabe nicht per Dekret zu bestimmen, sondern in öffentlicher Diskussion zu erarbeiten ist. Daran freilich führt kein Weg vorbei. Diese Kunst der Differenzierung, gewonnen aus der unvoreingenommenen Analyse von Bauaufgabe und Bauplatz, führt gerade gute Architekten zur Einsicht in die Skala begründeter Instrumentierungsstufen. Einfacher ausgedrückt: Nicht für jeden Bau kann der Architekt gleichen Motivschatz und gleiche Formenfülle einsetzen. Er muss die Ausnahmesituation der festlichen formalen Geste deutlich machen können durch die Beherrschung auch der Schönheit des Einfachen[5]. Dies ist in einer Zeit, in der allzuoft für Jurysitzung und Publikation entworfen wird, ebenso schwer wie wichtig. Nachdem wir den Zustand des Naiven endgültig verlassen haben[6], müssen wir uns klarmachen, welche kreative Entwurfsarbeit gerade heute in einem überzeugend einfachen Gebäude enthalten ist.

Wenn wir uns klarmachen, dass eine «harmonische bauliche Umgebung» an geschichtlich geprägtem Ort nicht durch historisch tuende Versteckspiele erreicht wird, wenn wir einsehen, dass neues Bauen nicht durch formalistische Aufgeregtheit definiert wird, und vor allem, wenn wir darüber, was dies alles am konkreten Ort konkret heisst, offen, d. h. ohne Machtposition, diskutieren und arbeiten, können wir das Fragezeichen der Überschrift getrost streichen.

Résumé

Comparé aux nouvelles constructions qui s'y établissent tout environnement est un «environnement ancien». En ce sens la construction du nouveau est une tâche permanente qui exige de l'architecte qui doit la résoudre d'être constamment disponible et capable d'aborder toute nouvelle situation de manière attentive et créative. Ceci concerne en particulier les situations souvent complexes et historiquement marquées de notre environnement architectural. Le public qui est souvent représenté par les autorités de la conservation des monuments doit connaître et rendre possible l'existence de formes de cohabitation harmonieuse entre un édifice historique conservé dans son authenticité et une architecture nouvelle. Ces formes, libérées de contrainte d'adaptation et d'agressivité formelle atteignent des qualités supérieures à celles d'une victoire remportée sur le parti opposé.

Riassunto

Ogni ambiente nel quale sorgono architetture moderne diviene «antico» in rapporto alla nuova costruzione. Considerando ciò costruire nuovi edifici nei centri antichi è divenuto un compito permanente. All'architetto occorrono, per risolverlo, capacità e disponibilità per poter intervenire ogni volta con cura e creatività. Questo vale soprattutto per le situazioni, spesso complesse, create dalle circostanze storiche che hanno caratterizzato il nostro tessuto edilizio. L'opinione pubblica, generalmente rappresentata dagli Uffici cantonali dei monumenti, deve comprendere che nell'incontro fra passato costruito e architettura moderna esiste una forma di equilibrio che, prescindendo da adattamenti obbligati o da agressività formali, acquista valori ben superiori a qualsiasi trionfo a spese dell'altra parte.

Anmerkungen

[1] Dieses parzellenweise Hinzufügen von Gebäudeeinheiten, deren Nutzungsgrösse und Kubatur seit Jahrhunderten ihre funktionale und formale Leistungsfähigkeit bewiesen haben, wird viel zuwenig von der öffentlichen Hand als städtebauliches Dauerthema gestellt und bleibt entsprechend ungeübt. Was im Richtplan schwierig zu garantieren ist, nämlich das Beibehalten der alten Parzellen in jeweils einzelnem Besitz, mit anderen Worten also an begründeten Stellen ein Grundstücks-Kumulationsverbot, liesse sich mit kreativer städtischer Liegenschaftspolitik privatrechtlich erfolgreich handhaben und auch für parzellenweises Neubauen formal nutzen.

[2] Das ist natürlich keine Absage an eine vernünftige Funktionenmischung, wie sie für die Stadt seit der Antike typisch ist, z.B. Läden im Erdgeschoss und Wohnungen in den Stockwerken darüber.

[3] Diese und auch alle vorangehenden Behauptungen sind weder harmlos-unverbindlich noch theoretisch-allgemein; die entsprechenden konkreten Beispiele und Tatbestände entziehen sich jedoch leider einer differenzierten, auch bildlichen Darstellung in diesem knappen Rahmen. Als «Beweis» für die Praxisbezogenheit aller Aussagen soll hier wenigstens *ein* Beispiel für die formale Vergeudung einer höchst prominenten Baustelle stehen: das neue Publicitas-Gebäude gegenüber dem Zürcher Hauptbahnhof an der Limmat.

[4] Vgl. die entsprechenden Projekte im Bereich des jetzigen Zoologischen Museums der Universität von Ernst Gisel, Zürich.

[5] Hier mögen, ebenfalls für die Praxisbezogenheit des Angedeuteten, die Metron-Mietshäuser in Windisch mit ihrer einfach-klugen Aussenerscheinung, welcher ein ebenso überzeugendes Wohnkonzept entspricht, als Beispiel stehen.

[6] Gemeint ist das, was Heinrich von Kleist 1810 in den Berliner Abendblättern «Über das Marionettentheater» schrieb.

Adresse des Autors

Prof. Dr. Georg Mörsch, Institut für Denkmalpflege, ETH-Z, Rämistrasse 101, 8092 Zürich